Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 18 (1942-1943)
Heft: 10

Artikel: Gefangener in Frankreich : Tatsachenbericht eines Schweizers
Autor: [s.n.]
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1066752

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 01.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

*Tatsachenbericht eines Schweizers von ****

Als mich am 6. Februar 1941 zwei Herren in Zivil, die sich als Mitglieder der Deutschen Geheimen Feldpolizei legitimierten, ansprachen und höflich ersuchten, in einem Auto Platz zu nehmen, als ich eben das Boulevard St-Michel in Paris überschreiten wollte, durchzuckte mich durchaus nicht etwa ein panischer Schreck. Wenn ich auch als Schweizer, der schon seit zehn Jahren in Frankreich als Elektroingenieur tätig war, mich mit den Franzosen sehr verbunden fühlte und deshalb keine besondern Sympathien für die deutsche Besatzungsmacht empfand, so hatte ich mich doch schon in meinem eigenen Interesse gehütet, irgend etwas zu unternehmen, was mich mit den neuen Machthabern in Konflikt bringen konnte. Wie viele meiner Landsleute, hatte ich meine Frau und meine Kinder bei Kriegsausbruch nach der Schweiz gebracht und war wieder zu meiner langjährigen Arbeit zurückgekehrt.

Offenbar lag ein Mißverständnis vor, und am Abend konnte ich bestimmt wieder meinen üblichen Apéritif trinken. Daß das « Mißverständnis » zwei Jahre dauern sollte, davon hatte ich zum Glück dazumal keine Ahnung.

Noch im Auto erkundigte ich mich, was die Verhaftung zu bedeuten habe. « Ach, das wissen Sie doch ganz genau », erhielt ich zur Antwort. « Es ist am besten, Sie gestehen gleich jetzt, wieviel hundert deutschen Soldaten Sie zur Desertion verholfen haben, denn Sie werden schon in den nächsten Tagen nach Berlin überführt, und Sie können sich darauf verlassen, daß man Sie dort bestimmt zum Sprechen bringen wird », erwiderte scharf der jüngere der beiden Herren.

Die Antwort reizte mich direkt zum Lachen und ich meinte sarkastisch, ich hätte in der Tat Berlin schon lange nicht mehr gesehen. Worauf der zweite meiner Begleiter meinte: « Sie werden auch jetzt nicht viel davon sehen, denn es ist anzunehmen, daß Sie den größten Teil Ihres Aufenthaltes unter dem Boden verbringen. »

Das Lachen und auch der Sarkasmus sind mir dann allerdings mit der Zeit vergangen.

Die Untersuchungshaft

Im Hotel Matignon, wo die Deutsche Geheime Feldpolizei ihren Sitz hatte, ging es zu wie in einem Bienenhaus. Nach kurzer Zeit erschien ein deutscher Feld-

webel in Uniform in meinem Zimmer, um mich zu verhören. Ich erkannte in ihm den ältern meiner Begleiter. Schon nach wenigen Minuten erriet ich, was zu meiner Verhaftung geführt hatte:

Ich pflegte seit einigen Monaten in einem kleinen Restaurant zu essen, wo ich die Bekanntschaft eines Mannes machte, der zwar geläufig Französisch sprach und auch einen Sohn in der französischen Armee hatte, ursprünglich aber offenbar Ausländer war. Eines Tages teilte mir dieser Herr mit, er habe einen sehr sympathischen deutschen Soldaten kennen gelernt; da er selbst aber nicht Deutsch, und der Betreffende nicht Französisch könne, solle ich doch so gut sein und als Übersetzer amten.

Der deutsche Soldat, ein junger Mann von etwa 26 Jahren, hatte wirklich ein gewinnendes Auftreten. Der Dienst schien ihm äußerst verleidet zu sein, und er machte auch aus seiner Abneigung gegen die herrschende Partei in Deutschland keinen Hehl. Getreulich übersetzte ich meinem Bekannten diese Gefühlsausbrüche, und es entstand allmählich eine gemütliche Stimmung. Kurz vor dem Weggehen ersuchte mich der Deutsche, meinen Begleiter zu fragen, ob er ihm nicht Zivilkleider zur Verfügung stellen könne. Herr ....., nennen wir ihn Albert, wies darauf hin, daß seine Kleider dem Deutschen wohl zu knapp wären, ich aber hätte ja eine ähnliche Postur. Ich erklärte, ich wolle mir die Sache überlegen, denn die ganze Geschichte kam mir doch etwas merkwürdig vor. Ich schenkte ihr aber weiter keine große Beachtung und vergaß sie bald vollständig, um nun plötzlich in dieser unliebsamen Weise daran erinnert zu werden.

Dies alles erzählte ich meinem Feldwebel, der daraufhin höflich meinte: « Wenn Ihre Angaben stimmen, dann sind Sie morgen wieder frei. »

Am andern Tag wurde ich herausgerufen, aber anstatt in die Freiheit, führte man mich in das alte französische Gefängnis « Cherche Midi ». Dieser Aufenthaltsraum war nun allerdings bedeutend weniger komfortabel, und auch die Behandlung war bedeutend weniger höflich. Wir waren unser dreißig in einem Saal, in den kein Sonnenstrahl fiel, eine sehr gemischte Gesellschaft: Ärzte, Zuhälter, Geschäftsleute, Berufsdiebe. Was mir am meisten auf die Nerven gab, war der scharfe Kommandoton der deutschen Wachmannschaft, welche tagsüber anwesend war.

Wiederum kam es zu einem Verhör durch meinen Feldwebel, aber diesmal ging es weniger korrekt zu. Immer wieder wurde ich aufgefordert, zu gestehen, daß ich Spionage getrieben und deutschen Soldaten zur Flucht verholfen habe. Als ich mich weigerte, stand mein Peiniger plötzlich auf, um tätlich zu werden. Sofort nahm ich Stellung an, um mich zur Wehr zu setzen. Diese Untersuchungsmethode war mir eben dazumal noch neu.

Ich hatte insofern Glück, als ein zufällig bei diesem Verhör anwesender deutscher Offizier sofort intervenierte und in scharfem Tone sagte: « Feldwebel, ich dulde unter keinen Umständen, daß der Gefangene geschlagen wird. »

Bis es zur Gerichtsverhandlung kam, hätte allerdings nicht mehr viel gefehlt, und ich hätte alles unterschrieben, was man mir vorlegte.

Vor Kriegsgericht

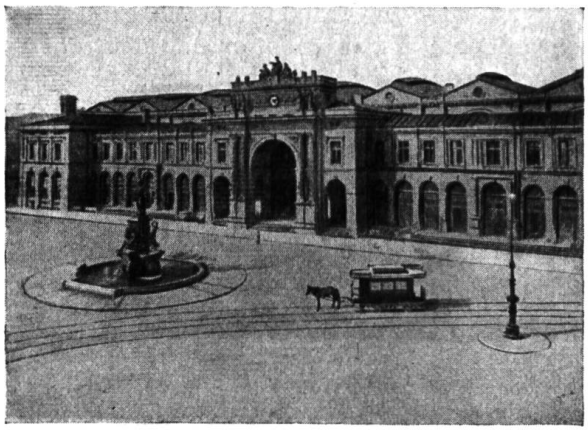
Nach vier Wochen kam der Tag der Gerichtsverhandlung. Da ich in der Lage war, mich über die nötigen Mittel auszuweisen, wurde mir ein Anwalt zur Verfügung gestellt, ein Elsässer, der sich allerdings für meine Sache nicht besonders interessierte.

Das Gericht war aus einer größern Anzahl deutscher Militärpersonen zusammengestellt. Den höchsten Grad hatte ein Oberst, den niedersten ein Gefreiter inne.

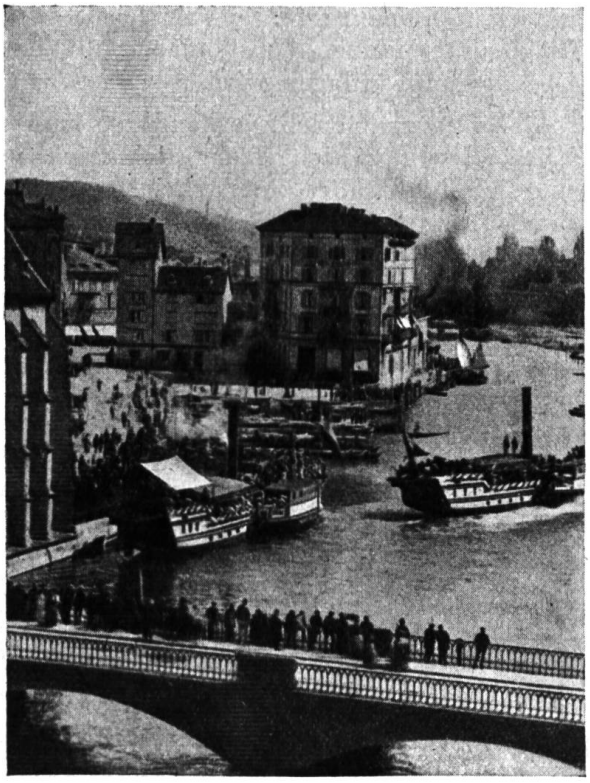
Ich beteuerte zum zwanzigsten Mal meine Unschuld. Dann traten die Zeugen auf, und nun erlebte ich meine große Überraschung. Mein Bekannter, Monsieur Albert, der angeblich kein Wort Deutsch

Wie rasch die Zeit vergeht!

Diese Aufnahmen von Zürich wurden vor rund 60 Jahren gemacht. Sie bringen uns eindrücklich zum Bewußtsein, wie stark sich das Leben in dieser kurzen Zeit geändert hat.



Aufnahme des Bahnhofplatzes vom 15. Juli 1882, mittags 15²⁰. Geduldig harrt das Rößlein mit seinem Wägeli auf Wagenführer und Kondukteur. Diese warten im Innern des Bahnhofes auf die Ankunft eines Zuges und eventuell ankommende Passagiere.



Der Hafen von Zürich 1880. Im Vordergrund die Fraumünsterbrücke mit einem Teil der Wasserkirche. Damals gab es noch keine Quaibrücke. Die Schiffe landeten an der Schifflände. Wie wird wohl Zürich im Jahre 2000 aussehen?

konnte, erklärte in fließendem Deutsch, ich hätte dem jungen Soldaten von mir aus Zivilkleider angeboten. Diese ungeheuerliche Lüge wurde von dem deutschen Soldaten prompt bestätigt.

Ich war also in meiner Hirtennaivität einem « Agent provocateur » in die Hände gefallen.

Der Ankläger beantragte 15 Jahre, das heißt: 13 Jahre wegen Fluchtbegünstigung von deutschen Soldaten und 2 Jahre wegen Abhören des englischen Senders. Der Ankläger führte aus, ich hätte deshalb eine besonders harte Strafe verdient, weil ich Deutschschweizer sei und deshalb zur deutschen Volksgemeinschaft gehöre. Es freut mich heute noch, daß ich dem Gericht einen längern historischen Vortrag hielt, indem ich erklärte, die Deutschschweizer seien keine Volksdeutschen, sie gehörten nicht einmal rassenmäßig zu Deutschland, sondern seien ein Gemisch von Kelten, Römern und Germanen.

Das Urteil lautete auf drei Jahre Zuchthaus. Der Vorsitzende, der mir eher freundlich gesinnt war, meinte am Schluß begütigend: « Herr X, lassen Sie sich deswegen keine grauen Haare wachsen, in einem halben Jahre ist der Krieg gewonnen. »

Gefängnisalltag

Nun war also die Untersuchungshaft vorbei, und ich wurde zum Absitzen meiner Strafe in das große französische Gefängnis in Y. geführt.

Statt meiner Zivilkleidung erhielt ich die braune, zweireihige Uniform, wie sie in den französischen Gefängnissen üblich ist.

Ich würde übertreiben, wenn ich sagen würde, das Leben in diesem Gefängnis hätte der Hölle geglichen. Es ging so zu, wie es eben in einem Gefängnis zugeht, und wie es schon in zahllosen Büchern und Artikeln beschrieben worden ist. Das Aufreibende beim Gefängnisleben sind nicht große Grausamkeiten, die man erleiden muß, sondern die vielen kleinen

Schikanen, denen der Häftling ausgesetzt ist.

Ganz schlimm waren eigentlich nur die Momente, während denen die Geiseln abgeführt wurden. Immer wenn sich draußen ein Attentat gegen die deutsche Besatzung abgespielt hatte, wurden zehn von uns herausgenommen und erschossen, nachdem bereits auf telephonischen Befehl hin am Vorabend die Gräber geschaufelt worden waren. Jetzt noch höre ich in Angstträumen die Schritte der schweren Stiefel der deutschen Mannschaft in den Gängen hallen. Vor welcher Zelle werden sie halt machen? Wen wird das Los treffen?

Auch dieses Gefängnis hatte eine französische Verwaltung, stand aber unter deutscher Oberaufsicht. Sie bestand aus drei Personen, einem Gefreiten, einem Korporal und einem Feldwebel.

Wir paar hundert politische Gefangene waren von den Berufsverbrechern getrennt, und wir wurden von den französischen Wärtern im allgemeinen auch besser behandelt, aber doch nicht so gut, wie man es eigentlich hätte erwarten sollen. Die Menschen sind eben Gewohnheitstiere. Für einen Wärter ist ein Gefangener ein Gefangener, gleichgültig, warum er hier ist. Es gab allerdings vereinzelte Aufseher, denen die beschämende Rolle klar war, die sie spielten, indem sie als Franzosen französische Patrioten überwachten. Ihre Lage war natürlich nicht leicht, denn sobald die deutschen Kontrollorgane sie dabei erwischten, daß sie einzelnen von uns Vergünstigungen gewährten, Briefe schmuggelten usw., wurden sie selbst schwer bestraft.

Das Essen war von Anfang an schlecht und wurde mit der Zeit noch schlechter. Zum Morgenessen gab es eine Schale eines Getränkes, das mit Kaffee nicht einmal die Farbe gemeinsam hatte, und etwas Brot, zum Mittagessen aus dem Wasser gezogenes Kabisgemüse und abends heißes Wasser, in dem sich melancholisch einige Kabisblätter drehten. Infolgedessen litten wir alle an Unterernährung. Viele konnten die Strapazen nicht aushalten und starben. Von 1400 Inhaftierten raffte der Tod in einem einzigen Jahr über hundert hinweg.

Ich habe die Beobachtung gemacht, daß meistens diejenigen krank wurden, die sich seelisch aufgaben. Gewöhnlich begann es so, daß einer anfing, sein bißchen Brot gegen Zigaretten abzutauschen, nur um Vergessen zu finden. In der Regel betrieb er dann diesen Handel einige Zeit, bis er eines Tages vor Schwäche umfiel und in das Spital gebracht werden mußte. Da dem Spital fast alle Medikamente fehlten, handelte es sich in Tat und Wahrheit eher um ein Absonderungshaus für Sterbende.

Zigaretten waren an der Gefängnisbörse nach dem Mittagessen immer der begehrteste Tauschartikel. Die kleinsten, an diesem Markt gehandelten Einheiten waren zwei Züge einer Zigarette. Dafür konnte man eine Suppe eintauschen. Eine ganze Zigarette galt eine Tagesration Brot. Am höchsten stand ein « carré », das heißt ein Päckchen Tabak im Kurs. Während der Wintermonate durften wir uns nachts mit unsern Privatüberziehern zudecken. Ein Gefangener hat seinen schönen, dicken Überzieher für ein einziges « carré » hingegeben.

Wir hätten es kaum so lange ausgehalten, wenn die Nahrung nicht durch Lebensmittelpakete ergänzt worden wäre. Jeden Monat durften wir uns zwei 4-kg-Pakete schicken lassen. Diejenigen, die keine Bekannten hatten, erhielten solche Sendungen durch das Französische Rote Kreuz. Sie wurden brüderlich geteilt.

Zum bessern Verständnis muß ich hier einfügen, daß wir nicht in Einzelzellen untergebracht waren, sondern in großen Sälen. Tagsüber hatten wir zu arbeiten, das heißt Tarnnetze zu flechten oder Klebearbeiten zu besorgen. Nachts aber waren wir mehr oder weniger uns selbst überlassen, und diese Gelegenheit wurde auch benutzt, um zu kochen.

Mit unglaublicher Ausdauer wurden Kochtöpfe und Meta eingeschmuggelt, ja ein besonders Gerissener konnte sich sogar auf geheimnisvolle Weise in den Besitz

eines elektrischen Réchauds setzen. Wir gruben Kanäle in die Mauern, legten Drähte hinein und kochten uns auf unserer elektrischen Küche Tee, Eier oder was uns immer zur Verfügung stand.

Seltsame „Verbrecher"

Wenn ich sage, unser Leben war das typische Gefängnisleben, so ist das vielleicht doch nicht ganz richtig, denn etwas war in unserer Abteilung natürlich ganz anders als in gewöhnlichen Gefängnissen: die Insassen. Sie alle waren ja keine gemeinen Verbrecher, sondern fast ausnahmslos Menschen, die das Opfer ihrer Vaterlandsliebe waren. Der Ton, der herrschte, kann vielleicht am besten mit der Art und Weise verglichen werden, wie die Mitglieder einer Glaubensgemeinschaft miteinander verkehren. Oder aber, um ein näherliegendes Beispiel zu nehmen, mit der Kameradschaft, wie sie in einem schweizerischen Territorialbataillon herrscht.

Eine Gemeinschaft ist nur im kleinen möglich, deshalb spalteten wir uns in Gruppen auf, die sich aber durchaus nicht etwa feindlich gegenüberstanden. Eine solche Gruppe war wie eine Familie, man teilte alles, was man hatte, man sprach sich Mut zu. Wenn man bemerkte, daß einer niedergeschlagen war, so wurde er auf die diskrete und schöne Art getröstet, wie nur Männer zu trösten vermögen.

Kam ein Neuer, so war man durch den geheimnisvollen Nachrichtendienst, wie er in jedem Gefängnis vorhanden ist, immer sofort über ihn orientiert. Handelte es sich um einen guten, das heißt politisch zuverlässigen Mann, wurde er freundlich in eine Gemeinschaft aufgenommen. Man setzte ihn von den vielen notwendigen Schlichen in Kenntnis, und vor allem warnte man ihn sofort vor einzelnen unzuverlässigen Elementen. Selbstverständlich sagten sich alle du.

Der älteste in meiner Gruppe war ein 72jähriger Bürgermeister, Vater von sechs Kindern. Er wurde gefangengenommen, weil er die Bauern in seinem Dorfe aufgefordert hatte, die Kornvorräte vor den Requisitionen der Deutschen zu verstecken. Leider nahm er sein Schicksal so schwer, daß er nach kurzer Zeit zur Ruine wurde und schließlich als geisteskrank abtransportiert werden mußte und kurze Zeit darauf starb.

Der jüngste war der erst sechzehnjährige Marcel, der sich an mich wie an einen Vater anschloß. Er war hier, weil er automatische Waffen, welche die Engländer abgeworfen hatten, zusammen mit zwei Kameraden im Walde versteckt hielt. Seine beiden ältern Freunde wurden deswegen zum Tode verurteilt.

Ein dritter war ein Bibliothekar. Seine Strafe betrug nur ein Jahr. Sein Vergehen war folgendes: Während einer Eisenbahnfahrt sagte er zu seinem Gegenüber: «Nach meiner Ansicht sind die Deutschen verloren.» Als er am Bestimmungsort ausstieg, kommt ein Herr auf ihn zu und frägt: « Sind Sie derjenige, der gesagt hat, nach meiner Ansicht sind die Deutschen verloren?» Der gute Mann bejahte diese Frage und wurde gleich abgeführt.

Das Verbrechen eines vierten, eines Pfarrers, hatte darin bestanden, daß er einem sterbenden Engländer in der letzten Stunde beistand, anstatt den verborgenen Feind anzuzeigen.

Allen gemeinsam war ein glühender Patriotismus und begreiflicherweise ein fast ebenso glühender Haß gegen die Eroberer. Trotz aller Verbote wurde der 14. Juli so intensiv gefeiert, wie wohl kaum je außerhalb dieser Mauern.

Von Zeit zu Zeit wurden Fluchtversuche unternommen. Sie glückten nur dann, wenn sie sehr gut vorbereitet waren, das heißt, wenn der Betreffende Helfershelfer hatte, welche ihn unmittelbar nach der Flucht mit Geld und Zivilkleidern ausstatteten. Auch ich gehöre zu den Glücklichen, denen die Flucht gelang. Ich führte sie durch, ein Jahr bevor ich entlassen worden wäre. Und zwar nicht, weil ich diese Zeit nicht auch noch ausgehalten hätte, sondern weil ich befürchtete, nach der Entlassung in ein deutsches Konzentrationslager überführt zu werden.

Als ich das erstemal wieder außerhalb der Kerkermauern frei atmete, empfand ich zwar einerseits ein tiefes Glücksgefühl, anderseits aber erfüllte mich gleichzeitig eine fast ebenso tiefe Traurigkeit. Ich hatte in diesem Gefängnis eine Kameradschaft gefunden, wie ich sie nicht für möglich gehalten hätte. Ich bin überzeugt, ich habe viele Freunde gewonnen, mit denen ich fürs Leben verbunden bleiben werde.

Paris 1943

Bevor es mir gelang, die Schweiz zu erreichen, hielt ich mich drei Monate in Paris verborgen, wobei ich jede Nacht an einem andern Ort übernachtete. Ich war nun in die Geheimnisse des « andern Frankreichs» eingeweiht und genoß eine Unterstützung, wie ich sie mir nie hätte träumen lassen.

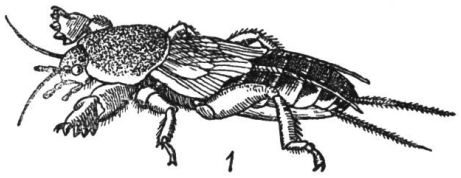
Ich fand Paris sehr verändert. Was mir zuerst auffiel, waren die horrenden Preise. Da ich darauf achten mußte, wieder zu Kräften zu kommen, aß ich in guten Restaurants. Dort konnte ich ohne Marken ausgezeichnet speisen, allerdings zum Preis von 200 bis 250 französischen Franken pro Mahlzeit. Der Schwarzhandel hat einen phantastischen Umfang angenommen. Wenn man weiß, daß viele Arbeiter im Monat nur 1500 bis 2000 Franken verdienen, ist es einleuchtend, daß diese Leute bittern Hunger leiden. Viele melden sich aus diesem Grund freiwillig nach Deutschland.

Ich habe auch den Eindruck bekommen, daß sich die Einstellung der Bevölkerung zu der Besatzungsmacht radikal geändert hat. Zu Anfang des Krieges wurden die Deutschen von vielen Franzosen bewundert. Man betrachtete sie wenigstens militärisch geradezu als Übermenschen. Im Volk kursierten die merkwürdigsten Gerüchte über ihre Fähigkeiten. So behauptete man zum Beispiel, sie besäßen ein Verfahren, um aus Wasser Benzin herzustellen.

Die Stimmung England gegenüber

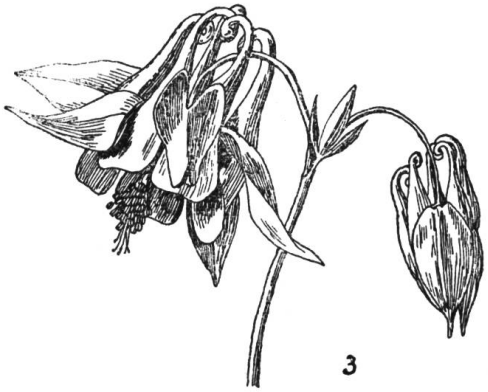
KENNEN WIR UNSERE HEIMAT?

Dann sollten wir wissen, was diese Zeichnungen darstellen



1

2



3

Antworten siehe Seite 40

war damals eher unfreundlich; man sprach allgemein vom Verrat von Dünkirchen.

Pétain erschien vielen, vor allem ehemaligen Offizieren, als der Retter des Vaterlandes. Heute erwarten große Kreise die Befreiung von den Engländern. Insbesondere hat General de Gaulle mächtig an Ansehen gewonnen.

Natürlich können meine Beobachtungen nicht unbedingt verallgemeinert werden. Das Milieu, das ich im Gefängnis kennen lernte und in dem ich später in Paris verkehrte, war naturgemäß einseitig orientiert. Ich habe aber den Eindruck, daß die Kräfte des sogenannten kämpfenden Frankreichs auch im Mutterlande sehr stark sind.

Natürlich gibt es viele Collaborateure, welche mit den Deutschen Geschäfte machen und schwer Geld verdienen. Es gibt auch berühmte Maler, Musiker und Schauspieler, die sich der deutschen Propaganda zur Verfügung stellten. Daneben aber existieren zahllose Franzosen, welche seit der Besetzung kein öffentliches Lokal mehr besuchen, ja, die ihre Wohnung nur noch verlassen, um Lebensmittel einzukaufen, dermaßen nagt in ihnen die Scham über die Niederlage.

Ich bin persönlich überzeugt, daß Frankreich sich nicht nur wirtschaftlich, sondern auch politisch wieder regenerieren wird, aber ich kann mir nicht vorstellen, daß das ohne furchtbare Begleiterscheinungen geschehen kann. Dabei richtet sich der verhaltene Zorn weniger gegen die deutschen Soldaten, welche schließlich tun, was ihnen befohlen wird, als gegen die eigenen Landsleute, die mit der Besatzungsmacht zusammenarbeiten.

Eine gewisse Garantie für einen Wiederaufstieg scheint mir auch darin zu liegen, daß die besten Franzosen heute einsehen, daß der Zusammenbruch durch eigene Schuld erfolgte. Man bekümmerte sich nur um das eigene Wohlergehen und nicht um das des Staates, man war zu fein, um sich mit Politik zu beschäftigen und überließ die Staatsgeschäfte skrupellosen Spekulanten. Man wollte auch für die Armee nicht die nötigen Opfer bringen.

« Siehst Du », sagte mir ein Lehrer, der mit mir inhaftiert war, « vor dem Krieg war ich Antimilitarist, weil es mir schien, die paar tausend Franken, die ich mir erspart hatte und das lumpige Einkommen, das mir der Staat garantierte, lohne wahrhaftig nicht den Einsatz meines Lebens. Heute, wo ich gar nichts mehr besitze und nach meiner Entlassung vor dem Nichts stehe, würde ich mit Freuden mein Leben für dieses selbe Frankreich hingeben. Mir und vielen meiner Kameraden ist es klar geworden, daß es Güter gibt, die tausendmal höher wiegen als aller Besitz: Freiheit und Unabhängigkeit. Das Wort „Liberté" war früher für mich ein abstrakter Begriff, ein Wort, das an langweiligen öffentlichen Gebäuden angeschrieben steht. Heute ist die Freiheit für mich die Göttin, der ich bedingungslos alles zu opfern bereit bin. »

Rufst du, mein Vaterland

In den langen Nächten im Gefängnis war ich oft beunruhigt, aber merkwürdigerweise nicht wegen meiner Frau und meinen Kindern, obschon ich sehr an meiner Familie hange. Worum ich mir am meisten Sorgen machte, war das Schicksal der Schweiz. Schon zwei Tage Aufenthalt im Vaterland genügten, um mich restlos zu beruhigen.

Kurz nach meiner Rückkehr erhielt ich ein Aufgebot zu meiner Einheit, die zufällig gerade im Dienst stand. Schon am ersten Tag hatten wir einen längeren Marsch zu bewältigen. Es war heiß, und der schwere Tornister drückte mich vielleicht noch mehr als die Kameraden.

« Mir ist dieser Dienst herzlich verleidet », sagte mein Nebenmann. Trotzdem ich meine Kollegen von früher her zu gut kannte, um nicht zu wissen, daß der Ausspruch nicht ernst gemeint war, konnte ich mich nicht enthalten, zu bemerken: « Ihr solltet froh sein, daß Ihr noch Militärdienst machen dürft. »

Worauf mein Kamerad sagte: « Natürlich, sowieso. »